



# Leseprobe

Bryn Chancellor

## Wo niemand uns sehen kann

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 416

Erscheinungstermin: 14. Juni 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Jess Winters zieht mit ihrer Mutter Maud in das verschlafene Nest Sycamore, irgendwo in der Wüste Arizonas. All ihre Einsamkeit verbirgt Jess in ihrem Tagebuch. Bis sie eines regnerischen Abends spurlos verschwindet. Achtzehn Jahre später werden vor der Stadt menschliche Überreste gefunden, und bei Maud wie auch den anderen Bewohnern von Sycamore kehren die bohrenden Fragen wieder: Was ist an jenem Abend, als Jess für immer verschwand, wirklich geschehen? Ein berührender Roman über Schuld, das Vergessen und die Geheimnisse einer Kleinstadt.

### **Autor**

## **Bryn Chancellor**

---

BRYN CHANCELLOR gewann mit ihrem Erzählungsband »When Are You Coming Home?« den Prairie Schooner Book Prize, ihre Kurzgeschichten sind in zahlreichen Publikationen erschienen. 2014 bekam sie den Maureen Egan Writers Exchange Award. Sie lehrt literarisches Schreiben an der University of North Carolina in Charlotte, wo sie auch lebt.

Jess Winters zieht mit ihrer Mutter Maud in das verschlafene Nest Sycamore, irgendwo in der Wüste Arizonas. All ihre Einsamkeit verbirgt Jess in ihrem Tagebuch. Bis sie eines regnerischen Abends spurlos verschwindet. Achtzehn Jahre später werden vor der Stadt menschliche Überreste gefunden, und bei Maud wie auch den anderen Bewohnern von Sycamore kehren die bohrenden Fragen wieder: Was ist an jenem Abend, als Jess für immer verschwand, wirklich geschehen? Ein berührender Roman über Schuld, das Vergessen und die Geheimnisse einer Kleinstadt.

BRYN CHANCELLOR gewann mit ihrem Erzählungsband »When Are You Coming Home?« den Prairie Schooner Book Prize, ihre Kurzgeschichten sind in zahlreichen Publikationen erschienen. 2014 bekam sie den Maureen Egen Writers Exchange Award. Sie lehrt literarisches Schreiben an der University of North Carolina in Charlotte, wo sie auch lebt.

Bryn Chancellor

Wo niemand  
uns sehen kann

Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Eva Bonné*

btb

*Für TW*

*We are tangled*

*We are stolen*

*We are living where things are hidden.*

John Doe, »The Golden State«

## Inhalt

Sie befinden sich hier .....	11
Ein Riss in der Erde.....	23
Geräusche von innen .....	43
Die Neue.....	68
Entkernt .....	92
Rollerskaten .....	126
Azaleen .....	133
Spuren.....	153
Vielleicht wusstest du es schon .....	175
Schüttelsaison.....	182
Wer, was, wo, wann.....	203
Vor der Tür.....	220
Winterlichter .....	237
Bitte stillhalten, das tut jetzt kurz weh .....	260
Draußen vor dem Fenster .....	281
Nach Hause .....	296
Das Hungerjahr.....	300

Sag, du siehst die Welt. ....	323
Danke für den Anruf .....	350
Masse und Schwerkraft. ....	363
Abenddämmerung auf der Plantage. ....	368
Danksagung. ....	409



## **Sie befinden sich hier**

*Januar 1991*

Gleich an ihrem ersten Abend in Sycamore schlich sich Jess aus dem Haus. Ihre lila Stoffturnschuhe waren ausgefranst, die neue Daunenjacke, in der ihr Notizbuch steckte, leuchtete so rot wie eine Ocotilloblüte. Die Haustür quietschte in den Angeln. Jess hielt auf Zehenspitzen inne, aber ihre Mutter, die auf dem linken Ohr taub war, rührte sich nicht. Vorsichtig zog Jess die Tür ins Schloss. Nicht zum ersten Mal verließ sie spätabends das Haus, und auch nicht zum letzten. (Es würde ein letztes Mal geben, aber nicht an diesem Tag.) Vor ihr lag eine ganze Nacht, die erste in dieser Kleinstadt im Norden von Arizona, in die ihre Mutter sie verschleppt hatte. Sie ging die Einfahrt hinunter. Ihr Atem hing wie Rauch in der winterlichen Wüstenluft.

Sie trat aus dem Lichtkegel über der Veranda und blieb am Ende der Einfahrt stehen. Anders als in Phoenix gab es hier keine Straßenlaternen, kein Reifenzischen von der nahe gelegenen Seventh Avenue, kein Stimmengewirr an Bushaltestellen und Bars, kein Turbinendröhnen von den Nachtflügen über dem Sky Harbour. Die kalte, stumme Dunkelheit schien so endlos, dass Jess schwindelig wurde. Die Stille war unheimlich, sie war eine Unstille. Der Schweiß unter Jess' Achseln prickelte, sie riss die Augen auf und musste an die Eulen denken, die auf dem Grundstück ihrer alten Nachbarn in einer Esche gewohnt hatten. Wann immer sie die Umge-

bung abgesucht hatten, hatten sie mit dem Kopf gezuckt wie ein Boxer, der Schlägen ausweicht.

Jess schaute nach oben, und plötzlich war die Stille wie weggefegt. Der pechschwarze Himmel brach in Getöse aus, die Milchstraße zerbarst und entblöbte ihr galaktisches Herz. Jess kniff die Augen zusammen, als hätte sie in Flutlicht geblickt. Ihre alte Nachbarschaft in Phoenix war nachts ins Grapefruitrosa der Straßenlaternen getaucht gewesen, einen schwarzen Himmel hatte es dort nie gegeben. Und selbst draußen in der Wüste, fernab der hellen Stadt, hatten die Sterne und Planeten sich zurückgehalten wie schüchterne Kinder. Die Luft roch nach Minze, Jess' Nasenflügel bebten, sie erschauerte und fühlte sich mit einem Mal wie im freien Fall. O Gott, dachte sie, ich bin Baby Jessica! Ich liege in einem Brunnenschacht! Hilfe! Es ist so dunkel hier! Dann lachte sie auf und wunderte sich im selben Moment über das Geräusch, ein kehliges Gackern. Es war das Lachen ihres Vaters.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Die Konturen von Bäumen, Büschen und Hausdächern traten hervor, die Lichter in den Nachbargärten wirkten wie Stecknadelköpfe. Vor ihr erstreckte sich die neue Straße, der Mittelstreifen schien wie gemacht für einen Roadrunner. *Beep, beep* – sie dachte an den Vogel aus der Zeichentrickserie, und wie auf Kommando begann in der Ferne ein Kojote zu heulen. Unterhalb der mächtigen Silhouette der Black Hills – sie lagen im Westen, das wusste Jess, weil dort die Sonne untergegangen war –, blinkten die Lichter von Jerome. Ihre Nase, die Ohren und Füße waren taub vor Kälte. Sie hopste ein wenig auf der Stelle, um sich aufzuwärmen, und fragte sich, ob sie zurückgehen und sich eine Mütze und dickere Socken

holen sollte. Aber dann trabte sie doch los, immer auf das eine Meile entfernte Stadtzentrum zu.

Sie hatte lange Beine und war groß; vor Kurzem hatte sie die eins siebenundsiebzig überschritten. Eine elegante Läuferin war sie nicht. Sie zog die Füße nach, schlenkerte mit den Armen und fühlte sich ganz allgemein wie ein Ast, der in der reißenden Strömung gegen Steine und Wurzeln schlägt und von Masse und Fliehkraft umhergewirbelt wird. Sechzehn war für sie das Jahr der Hüften gewesen. Inzwischen musste sie den Hosenbund mit einem Gürtel oder mit Sicherheitsnadeln zusammenraffen. Und die Füße erst – lächerlich. Ein Wunder, dass sie nicht ständig darüberstolperte. Mit dem Ballett hatte sie schon ein Jahr zuvor aufgehört, zu sehr hatte sie sich für ihren Körper in dem engen Gymnastikanzug geschämt, für ihre schweren Sprünge, unter denen der Boden des Tanzstudios erbebt war. Wie konnte die Evolution zulassen, dass der menschliche Körper zu etwas so Ungelenkem heranwuchs? Aber jetzt war sie draußen, machte große Schritte und atmete die kalte, klare Luft ein. Das Wohnviertel lag in einem Gebirgsausläufer, die Straßen führten steil auf und ab, bei Regen kreuzten Bachläufe die Senken. Wo es bergab ging, legte Jess an Tempo zu. Ihre schwingenden Arme erzeugten ein angenehmes Schlüpfgeräusch auf der Daunenjacke, sie spürte das Notizbuch an ihrer Brust und wagte ein paar Sprünge, *jeté, jeté, jeté*. Für drei kurze Momente schien sie die Schwerkraft zu überwinden.

Schon als kleines Kind hatte es sie ständig ins Freie gezogen. Sie war aus dem Haus gerannt, die Treppe hinuntergesprungen und zum Spielplatz, in den Garten oder ins Schwimmbad gehüpft, damals, als sie noch klein genug gewesen war, um pausenlos zu tanzen und mit ausgebreite-

ten Armen ihre *chassés* und *pas de bourrée* zu vollführen. In Phoenix endeten ihre nächtlichen Ausflüge meistens im Garten hinter dem Haus, wo sie sich mit Taschenlampe und Buch auf einer Decke im Gras ausstreckte. Wenn die Rasensprenger losgingen und sie zurück ins Haus flüchtete, spürte sie die weiche, nachgiebige Erde zwischen den Zehen. Nach der Führerscheinprüfung hatte sie sich manchmal in den Pick-up ihres Vaters gesetzt, den Wagen lautlos bis ans Ende der Einfahrt rollen lassen und den Motor erst auf der Straße gestartet; nach der Trennung der Eltern hatte sie das Gleiche mit dem rostbraunen Kombi ihrer Mutter gemacht. Sie war nie weit gefahren, meist nur durch die rasterförmig angelegten Straßen des Viertels. Unterwegs hörte sie ihre Mixtapes, manchmal parkte sie auch unter einer Straßenlaterne, um Tagebuch zu schreiben oder ein paar schlechte Gedichte zu verfassen. Sie brauchte das einfach, um runterzukommen. Sie suchte nie Ärger und traf sich auch nicht heimlich mit anderen – na ja, nur ein Mal, mit dem Jungen, aber das war jetzt schon ein halbes Jahr her. Sie hatte ein Ventil für den Druck gebraucht, der sich tagsüber in ihr aufstaute – wenn sie ihre neuerdings kurvigen Hüften durch die Schulkorridore schob, wenn der Junge mit seinen Freunden über sie lachte, wenn ihre Eltern sich mal wieder stritten und verstummten, sobald sie das Zimmer betrat. Was sie hier in der neuen Stadt suchte, wusste sie noch nicht, sie wusste nur eins: Sie wollte raus.

Auf einer Kuppe blieb sie stehen, um zu verschnauften. Vor ihr erstreckte sich die Straße bis hinunter ins Zentrum. Das weitläufige Phoenix hatte unablässig gezischt und gerauscht, wie um selbst nachts der glühenden Hitze zu trotzen. Sycamore hingegen wirkte märchenhaft verschlafen. Rechts und links der Main Street reihten sich kleine Ladengeschäfte anei-

ander, es gab ein College auf der einen und eine Highschool auf der anderen Seite. Die Stadt schien im Schlaf zu seufzen. Jess fand das kein bisschen zauberhaft, ganz im Gegenteil, sie musste an *Frankenstein* denken: »Der Regen klatschte heftig an die Fensterscheiben, als ich beim Scheine meiner fast ganz herabgebrannten Kerze das trübe Auge der Kreatur sich öffnen sah.« Sie verdrehte die Augen, musste über sich selbst lachen. Warum gleich so dramatisch? J-Bird, mach mal ein freundliches Gesicht, sagte ihre Mutter immer. Du bist sechzehn!

Inzwischen fast siebzehn. Sie wusste nicht genau, warum, aber der kommende Geburtstag schien irgendwie von Bedeutung zu sein. Er brachte sie dem Ziel, von anderen ernst genommen zu werden, einen Schritt näher. Einen Schritt weiter weg vom vergangenen Scheißjahr.

Am Nachmittag war sie mit ihrer Mutter zur neuen Schule gefahren. Während ihre Mutter mit den Anmeldeformularen beschäftigt gewesen war, hatte Jess an einer Säule gelehnt und ihre zukünftigen Mitschüler beobachtet, die durch die Flure geeilt waren, gelbe Spindtüren zugeknallt hatten und beim Schrillen der Klingel auseinandergestoben waren wie fallende Würfel. Sie hatte an ihre alte Schule in Phoenix gedacht, an all die Angeber, Sportskanonen, Cheerleader mit Haarsprayfrisuren. Hier in der neuen Schule hatte sie immerhin einen Morrissey-Fan und einen Jungen mit Sicherheitsnadel im Ohr und Misfits-T-Shirt entdeckt. Vielleicht war ja doch noch nicht alles verloren. *Misfit* – *unpassend*, wie ein zu enger Mantel oder zu kleine Handschuhe, wie ihre blöde, in der Taille zusammengeraffte Hose. Warum erkannte sie sich ausgerechnet in den traurigen Vorsilben wieder? *Entwurzelt*. *Bedrückt*. *Missgestaltet*. *Anormal*. *Ex-Freundin*. *Ex-Tochter*.

Zwei Jungs in Jeans und Flanellhemden trugen einen riesigen Pappkarton durch die Pausenhalle. Beide lächelten ihr freundlich zu, aber sobald sie vorüber waren, tuschelten sie über den Karton hinweg und drehten sich lachend um. War das ein Flirtversuch oder eine Warnung? Jess zupfte sich den Pulli über die Hüften und widerstand dem Drang, sich hinzukauern. Sie dachte an den Jungen, an den zu denken sie sich eigentlich verboten hatte. Seine Aufmerksamkeit hatte sie genossen wie einen Rausch, ihr war bei jeder Berührung heiß geworden. Jess presste sich an die Säule, kreuzte die Beine und verdrehte sich in sich selbst.

Danach waren sie für eine halbe Stunde ziellos durch den Ort gekurvt, die Main Street hinauf und wieder hinunter, durch die angrenzenden Wohnviertel und vorbei an der Sycamore High, dem Sycamore College und der Post, wo ihre Mutter zwei Tage später ihre neue Stelle antreten sollte. Sie fuhren über Haarnadelkurven zu dem winzigen Bergarbeiterstädtchen Jerome hinauf, wo die Straßen schmal waren und die Häuser sich an den steilen Hang schmiegt. Überall standen Warnschilder, die Bedeutung der meisten kannte Jess aus der Fahrschule: *Durchfahrt bei Regen verboten. Rutschgefahr bei Nässe. Einfahrt verboten. Vorfahrt gewähren. Stopp-schild voraus.*

An einer Tankstelle im Zentrum drückte sich Jess die Nase an der Scheibe platt. Die Frau an der Zapfsäule nebenan trug unterschiedliche Ringelsöckchen und eine riesige gelbe Schleife am Pullover. Das Motel auf der gegenüberliegenden Straßenseite nannte sich Woodchute Motor Lodge und bestand aus aneinandergereihten Blockhütten, die durch eine einzige lang gezogene Veranda miteinander verbunden waren. Merkwürdigerweise ragte gleich dahinter

ein schwarzer Fels in die Höhe, ein kleiner Berg mitten in der Stadt.

Ihre Mutter seufzte. »Dein Dauerschweigen zieht bei mir nicht mehr, J-Bird.«

»Was gibt es denn noch zu sagen?« Jess zuckte die Achseln. »Wir sind hier. Genau wie du es wolltest.«

»Es gäbe eine Menge zu sagen. Erzähl mir, was du denkst.«

Wie immer dachte Jess an alles gleichzeitig. In ihrem Kopf wirbelten das Banale und das Bedeutende durcheinander: Der Präsident erklärt einem fremden Land den Krieg, die Spinde in der neuen Schule sehen aus wie gelbe Zähne. Ist das Briefpapier des Motels gemasert wie Holz? Was ist die Wirklichkeit? Gibt es Wissen, gibt es die Liebe? Ihr Atem beschlug die Seitenscheibe, und Jess zeichnete ein X hinein. *Sie befinden sich hier*. Ja? Existiert das alles wirklich?

»Ich weiß, dass wir das schon besprochen haben«, fuhr ihre Mutter fort, »aber ich wiederhole mich gern. Es verändert sich einiges, und das wahnsinnig schnell. Viel zu schnell. Das ist mir klar, und es tut mir leid. Aber wir haben noch eine Menge zu regeln, wir zwei sind jetzt auf uns allein gestellt, und ich brauche deine Unterstützung, okay? Ich brauche dich ...« Ihre Mutter zupfte sie am Ärmel. »Würdest du mich bitte ansehen, wenn ich mit dir rede?«

Jess zog den Arm weg.

Ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Die Rolle des schmollenden Teenagers steht dir nicht.«

»Du musst es wissen«, erwiderte sie, »du weißt schließlich *alles*.«

»Genau.« Ihre Mutter lachte.

»Das ist nicht lustig«, sagte Jess. »Das war kein Witz.«

Ihre Mutter rieb sich energisch über die Stirn und kniff

sich in den Nasenrücken. Sie sprach laut und ohne Betonung weiter, als wollte sie sich über Lärm hinweg verständlich machen: »Hör mal, ich wollte dich eigentlich nicht damit belasten. Unsere Finanzen sind mein Problem, nicht deins. Aber die Wahrheit ist, dass wir nicht in Phoenix bleiben konnten, nicht einmal, wenn ich gewollt hätte. Ich musste das Haus verkaufen. Ich hätte deinen Vater niemals ausbezahlen können, außerdem habe ich Geld für einen Anwalt gebraucht, den ich überhaupt nicht wollte. Irgendwie redet niemand darüber, aber eine Scheidung ist teuer, darunter kann ein Mensch zerbrechen, nicht bloß in finanzieller Hinsicht.« Sie seufzte, zupfte sich am tauben Ohr und senkte die Stimme. »Aber ich hätte so oder so eine Veränderung gebraucht. Einen Neuanfang. Wir beide brauchen das jetzt.«

Jess ließ sich tiefer in den Beifahrersitz sinken und dachte an ihren Vater. Er lebte jetzt in Kalifornien, zusammen mit seiner neuen, blonden Frau und dem Baby. Der kleinen Prinzessin – so hatte er *sie* früher genannt. Mit der kleinen Schwester, die sie sich immer gewünscht hatte. Sie hatte ihre Eltern angebettelt (und nichts verstanden, als ihre Mutter entgegnet hatte: »Schätzchen, wir können keine Kinder mehr bekommen«). Sie schaffte es einfach nicht, die neuen Verhältnisse mit ihrer Vorstellung von Familie in Einklang zu bringen. Es war, als hätte man sie und ihre Mutter aus einem Foto ausgeschnitten und durch zwei Fremde ersetzt. Das Baby war nicht ihre Schwester, sondern ihre Nachfolgerin. Die neue Prinzessin. Manchmal kam ihr das alles vor wie ein böser Traum, dann sagte sie sich: Nein, das kann nicht wahr sein. War es aber. Und ihr Vater war derjenige, der dem Bild mit Schere und Kleber zu Leibe gerückt war. Sie hatte beschlossen, nie wieder mit ihm zu sprechen. Er



wollte sie nicht mehr? Tja, dann sollte er sich zum Teufel scheren.

»Wir sind jetzt hier«, sagte Jess' Mutter. »Bis zum Schulabschluss bleiben dir doch nur noch anderthalb Jahre, danach kannst du aufs College gehen. Versuch, dich damit anzufreunden.« Sie starrte geradeaus, biss die Zähne zusammen und rang mit den Tränen.

Im Profil ihrer Mutter erkannte Jess sich wieder – das gleiche energische Kinn, die gerade Nase, die Lachfältchen in den Augenwinkeln und die wilden Locken, die ihre Mutter mit Einsteckkämmen zu bändigen versuchte. Sie sah aus wie der Schnappschuss einer zukünftigen Jess.

Sie streckte die Hand aus und tippte auf eine Sommerprosse am Handgelenk ihrer Mutter.

Die wischte sich lächelnd die Tränen aus dem Gesicht. »Ich hatte gerade einen verrückten Gedanken. Was, wenn es uns hier gefällt?« Sie schnappte nach Luft und fasste sich theatralisch an die Brust.

Jess verdrehte die Augen. »Um Gottes willen.«

Ihre Mutter grinste. Dann ließ sie den Motor an und tippte aufs Lenkrad. »Möchtest du fahren?«

Jess versuchte, nicht zu lächeln. Sie tauschten die Plätze, schnallten sich an.

»Spiegel einstellen nicht vergessen«, sagte ihre Mutter. »Mein Gott, ich kann nicht glauben, dass du größer bist als ich. Du bist sogar größer als dein Vater.«

*Dein Vater.* Auch das war neu.

»Ich freue mich jetzt schon auf die lustigen Sprüche in der Schule«, sagte Jess. »Hey, wie ist die Luft da oben?« Sie schob sich einen Finger in den Hals und tat so, als müsste sie würgen. Sie dachte an die feixenden Jungen in der Pausenhalle

und wie sie sich an die Säule gedrückt hatte und am liebsten verschwunden wäre. In der alten Schule hatte sie sich genauso gefühlt, vor allem nachdem der Junge sie hintergangen hatte. Sie hatte versucht, sich vor der Scham wegzuducken, die sie verfolgte wie ein dunkler Schatten. Sie schämte sich weniger für den Sex als dafür, abserviert worden zu sein und am Ende als die Dumme dazustehen. Sie hatte ihm vertraut. Ausgerechnet sie, die sonst alles hinterfragte. Liebe? Von wegen.

Ihre Mutter drückte kurz ihren Arm. »Los geht's. Okay? Tu es für mich. Komm, das wird ein Abenteuer.«

Sie verstummte, kaum dass sie es gesagt hatte. Es war einer der Lieblingssprüche von Jess' Vater gewesen, das Wort *Abenteuer* hatte er immer mit französischem Akzent ausgesprochen. Jess ließ den Motor aufheulen, warf einen Blick in den Außenspiegel und lenkte das Auto von der Tankstelle. Erst als sie den Blinker setzen wollte, dämmerte ihr, dass sie nicht wusste, in welche Richtung es nach Hause ging. Zu Hause, das war jetzt ein Haus an einer Straße, die sie nicht einmal wiedererkennen würde. Sie ließ die Stirn ans Lenkrad sinken und blinzelte angestrengt.

»Nach links, J-Bird«, sagte ihre Mutter und legte ihr eine Hand in den Nacken.

Die Hand war so warm wie Fensterglas in der Sonne. Auf einmal war es, als könnte Jess ein Geheimnis hören, als flüsterte ihr das Universum ins Ohr: *Nicht lange überlegen.*

Jess richtete sich gerade auf, zog die Schultern zurück und presste den Rücken in den Sitz. Okay. Sie würde sich nicht mehr verstecken. Von nun an hieß es: Brust raus.

Jess stand im Dunkeln, kam langsam wieder zu Atem und stellte sich ein großes X über der Stadt vor: *Sie befinden sich*

*hier*. Sie lehnte sich an ein Stoppschild, zog das Notizbuch hervor und das Gummiband ab, unter dem der Stift klemmte. Sie schob sich das Gummiband in den Mund. Sie mochte das Gefühl zwischen den Zähnen, den sanften Widerstand. Sie schrieb ein paar Sätze, obwohl sie kaum die Hand vor Augen sehen konnte und die Wörter sich krumm und schief über die Seite zogen. Als sie fertig war, verschnürte sie das Buch wieder, steckte es ein und zog den Reißverschluss ihrer Dau-nenjacke zu. Dann trat sie auf die Straße und legte sich mit-ten auf die Fahrbahn. Der körnige Asphalt kratzte am Hin-terkopf, scheuerte gegen Jacke und Jeans. Jess zeichnete ein X in den Himmel. *Sie befinden sich hier*. Aber wo um alles in der Welt war *hier* im Vergleich zum ganzen Rest? Was sahen die Soldaten im Irak jetzt in diesem Moment, was sahen die Iraker? Es wäre so einfach zu verschwinden. Falls überhaupt irgendwer existierte. Ja, dachte sie, wegen solcher Gedanken bist du in der Schule so beliebt. Wo ist dein Teamgeist? Hipp, hipp, hurra! Jess lachte; es war das einzige Geräusch in der Stille. Sie hatte das Lachen ihres Vaters geerbt und das Ausse-hen und den Humor ihrer Mutter. Das alles gehörte jetzt ihr.

Siebzehn. Wer würde sie mit siebzehn sein? Hier in die-ser Stadt?

Sie riss die Augen auf, so weit sie konnte. Nicht lange über-legen, dachte sie.

In den Büschen am Straßenrand raschelte es, und Jess sprang auf. Für Schlangen und Eidechsen war es zu kalt. Ein Hase vielleicht? Ein Wildschwein? Oder ein Puma – waren Pumas nachtaktiv? Oder, dachte Jess und ging langsam rück-wärts, ein Mensch? Sie drehte sich um und rannte mit langen, schlaksigen Schritten nach Hause. Sie war eine Naturgewalt, mit ihr war zu rechnen.

Jess schloss die Haustür auf. Ihre Turnschuhe quietschten auf den Fliesen. Zu Hause. Dasselbe abgenutzte Sofa mit Großmutter's Häkeldecke auf der Rückenlehne. Im Regal dieselben grün verblichenen Buchrücken der Enzyklopädie, A–Z, quer darauf das aufgeschlagene rote Wörterbuch. Derselbe Schaukelstuhl mit dem einäugigen Teddy. Und gleichzeitig war nichts wie früher.

Ihre Mutter lag immer noch im Bett und hatte sich anscheinend nicht bewegt. Sie schlief auf der rechten Seite und hatte sich die Hände unter die Wange geschoben, ihre braunen Locken bedeckten das taube Ohr. In letzter Zeit schlief sie viel. Meistens legte sie sich gleich nach dem Abendessen hin, an freien Tagen blieb sie ganz im Bett. Sie schlief hochkonzentriert, nicht einmal klirrendes Geschirr oder Türklopfen konnte sie wecken. Jess kam näher heran. Die Wangen ihrer Mutter waren nass, sie wimmerte leise. Sie weinte im Schlaf, wieder einmal – die einzige Gelegenheit, da Jess sie weinen sah. Sie setzte sich auf die Bettkante, ihre langen Haare streiften den Arm der Mutter. Sie legte ihr eine Hand an die Schulter.

Ihre Mutter rührte sich. »Jess? Bist du das?«

»Ja«, sagte sie. »Ich bin hier.«

## Ein Riss in der Erde

Obwohl es Ende Juni war und an die vierzig Grad warm, erkundete Laura Drennan die neue Stadt zu Fuß. Die Hitze drang von unten durch die Sohlen ihrer Turnschuhe. Sie hatte Sunblocker aufgetragen und trug den einzigen Kopfschutz, den sie in den Umzugskartons hatte finden können: einen riesigen, limettengrünen Mützenschirm, der mit einem Tequila trinkenden Frosch bedruckt war. Sie hatte ihn unter einem Haufen Schuhe entdeckt, auf dem Schirm war ein Sohlenabdruck zu erkennen. Das Ding hatte unter Garantie der Freundin mit den Jeansminiröcken und den schmalen Hüften gehört, wahrscheinlich hatte Charlie es während einer ihrer heimlichen Tijuana-Reisen gekauft. Laura trug den Schirm trotzdem. Warum auch nicht. Sie stampfte bei jedem Schritt fest auf, um die Klapperschlangen zu vertreiben, die hier überall im hohen Fuchsschwanzgras lauerten – das wusste sie genau, obwohl sie auf ihren Wanderungen bislang nur scheue Eidechsen und ein paar Grashüpfer gesehen hatte, dazu Stechmückenschwärme und winzige Wachteln, die sich unter Büsche flüchteten. Trotz der Sonnencreme hatten ihre Arme und Beine einen tiefen Terrakottaton angenommen. Selbst das weiße Band um ihren Ringfinger war verschwunden. Der Staub setzte sich an die Bündchen ihrer Socken und zeichnete Streifen auf ihre Fußgelenke, die an Gesteinsschichten erinnerten.

Ihr neues Viertel, eine Wohngegend mit großen Grund-

stücken und Bungalows aus den Siebziger- und Achtzigerjahren, lag gleich hinter der Highschool und dem Baseballfeld. Laura setzte immer einen Fuß auf den Randstreifen und den anderen auf den Asphalt. Sie prägte sich die Straßennamen ein: Rojo, Blanco, Yucca, Dry Run, Bottlebrush, Alameda. Ihre Straße hieß Arrowhead. Das mit weißen Holzschindeln verkleidete Häuschen mit den eitergelben Fensterrahmen hatte sie von einer alten Dame übernommen, die den Verstand verloren und nachts im Garten Löcher gebuddelt hatte – behauptete zumindest Maud, die Postbotin. Sie war ungefähr im selben Alter wie Lauras Mutter und blieb regelmäßig auf der Veranda stehen, um zu plaudern oder Laura auszufragen.

Laura bestaunte die Kuriositäten in den fremden Vorgärten: ein Schaufensterpuppenkopf mit geblümter Badekappe; in einen Maschendrahtzaun geklemmte Getränkedosen, die ein Z ergaben; ein dreibeiniger Hund, der sich in einem Kinderplanschbecken abkühlte; ein Mann auf einem Segway, der offenbar die Mülltonnen der Nachbarn inspizierte; ein Spielzeugfeuerwehrauto, das umgekippt auf einer Rollstuhlrampe lag.

Sie setzte ihren Weg fort, während ihre Gedanken in die Vergangenheit zurückkehrten. Sie hatte es immer noch nicht ganz begriffen: auf einmal Sycamore und Arizona statt San Diego; tausenddreihundert Meter Höhe statt Meerespiegel; Schotterstreifen statt Gehwege; krumme Kakteen statt Mauerpfeffer, Wacholder statt Eukalyptus, buschige Kiefern statt schlanker Palmen in langen, schnurgeraden Reihen. Sie lebte jetzt im Jahr 2009, der Highschool-Abschluss war zwanzig Jahre her. Wenn sie spazieren ging, hatte sie keine salzige Pazifikluft mehr in der Nase, sondern

warmen Staub und den Duft von Kiefernnadeln. Sie bückte sich und las Steine auf, wie sie früher Muscheln gesammelt hatte. In ihren Taschensäumen lagerte sich Schmutz ab. In den Häusern, an denen sie vorbeikam, wohnten nicht mehr ihre Eltern, ihr Bruder, ihre Neffen, Kollegen, Freunde oder der Mann, mit dem sie elf Jahre lang verheiratet gewesen war, sondern fremde Leute. Sie war auf unbekanntem Terrain unterwegs, trug eine alberne Schirmmütze und dachte: Drennan, du Heulsuse, reiß dich zusammen. Das Leben ist kein Ponyhof.

Wenn sie heimkam, setzte sie sich aufs Sofa und ignorierte die lange To-do-Liste: Kartons auspacken, Stundenplan für das Herbstsemester schreiben, eine mehrere Wochen alte E-Mail des neuen Dekans beantworten, für die nächste Publikation recherchieren und schreiben, sich bei den Nachbarn vorstellen (?), sich zusammenreißen. Stattdessen schaltete sie den Fernseher ein, schaute Baseball und studierte mit kritischem Blick und um einen imaginären Ball gekrümmten Fingern die Wurftechnik der Pitcher – Slider, Split Finger, Cutter. Abends kühlte die Luft sich so weit ab, dass man die Fenster aufreißen konnte, dann hörte Laura den Jubel und die Durchsagen vom Baseballfeld. Sie erinnerte sich daran, wie sie und ihr Bruder früher im Garten trainiert hatten. (*Drennan wirft einen raffinierten Slider, der Ball landet im Gras, oh, und jetzt rennt er los!*) Durch einen Schlitz in den Jalousien sah sie das Glühen des Baseballfelds über den Wipfeln der Platanen und Pappeln. Sie spielte mit dem Gedanken, einfach hinzugehen, tat es dann aber doch nicht. Stattdessen überprüfte sie ihr Postfach zwanghaft auf neue E-Mails, informierte sich in Foren über gefährliche Schlangen, Gift-

efeu und Schwarze Witwen, suchte nach einer Erklärung für das schmerzende Knie – Arthrose? Zyste? – und machte in sozialen Netzwerken alte Bekannte ausfindig, zu denen sie während ihrer Ehe den Kontakt verloren hatte. Sie versuchte, nicht an Charlie und die neue Freundin zu denken, stieß aber zwei Mal auf Fotos. Auf der Suche nach Pickeln klickte sie das faltenfreie Gesicht der Frau groß, entdeckte aber nur süße Sommersprossen. Die Freundin schaute mit vorgerecktem Kinn in die Kamera, und Laura dachte: Also wirklich. Posiert da in ihrem kurzen Jeansrock, als hätte sie alle Zeit der Welt.

Wenn sie nicht spazieren ging, rief sie ihre Eltern an und hinterließ wie gewohnt eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, manchmal sogar zwei. Anders als früher riefen ihre Eltern nicht mehr sofort zurück. Sie waren seit Kurzem in Rente und oft auf Reisen, außerdem hatten sie mit der Renovierung ihres Hauses, das sie demnächst verkaufen würden, alle Hände voll zu tun. Laura rief ihren Bruder an, erwischte meistens aber nur seine Frau, weil der Bruder selbst entweder wegen irgendeines Brückenprojekts Überstunden machte oder seine Söhne in die Musikschule, zum Schwimmunterricht oder zu Baseballspielen fahren musste. Sie hatte die Stimme ihrer Mutter im Ohr, die ihr seit Monaten dasselbe predigte: »Wenigstens bist du jung genug, um noch mal von vorn anzufangen.« Laura sah zu, wie die Padres *wieder mal* gegen die Giants verloren. Sie entfernte den Dreck unter ihren Fingernägeln und dachte darüber nach, dass sie selbst und ihre Eltern gerade einen vergleichbaren Prozess durchmachten: Alle Zeichen standen auf Neustart. Außer natürlich, dass die Veränderungen im Leben ihrer Eltern von langer Hand geplant gewesen waren. In zwei Wochen



würden sie ihren vierzigsten Hochzeitstag feiern, Laura hingegen versuchte, mit der Vergangenheit abzuschließen. Sie hatte ihr altes Leben abgepackt und versuchte jetzt, sich aus der Asche zu erheben. Sie und Charlie hatten sich getrennt und das hübsche Haus in der Nähe des Rose Canyon verkauft. Laura hatte den einzigen vielversprechenden Job angenommen, der ihr angeboten worden war, und die ganze Zeit hatte sie sich gesagt: Tabula rasa, verdammt! Doch wie sich gezeigt hatte, wusste sie nicht, wo das unbeschriebene Blatt endete und sie selbst anfang. Sie war erschöpft, hatte keine Lust mehr, sich selbst zu zerfleischen und ihre Persönlichkeit zu sezieren. Also ging sie spazieren. Sie ging spazieren, weil sie darüber nicht nachdenken musste; einfach einen Fuß vor den anderen setzen. Und die Sinneseindrücke waren unmittelbar: Hitze, Steine, Insekten, eine Mülltüte im Gebüsch, vielleicht eine Schlange. Sie ging spazieren, wieder und wieder.

Im Juli ging sie neue Wege. Sie war nur noch vormittags unterwegs, um den nachmittäglichen Regengüssen zu entgehen. Maud und die anderen sprachen vom Monsun, laut Internet nicht ganz die richtige Bezeichnung, immerhin zogen die Gewitter vom Golf von Mexiko auf. Aber wie man sie auch nannte – die Unwetter zerrissen den Himmel mit ihren Blitzen und schnitzten mit ihrem Wasser tiefe Rinnen ins Erdreich. Manchmal, wenn auch selten, stand Laura früh genug auf, um den Mann auf dem Fahrrad zu sehen, der morgens die Zeitung brachte. Er nahm sie aus dem Korb und warf sie in einer Plastiktüte auf die Veranda wie einen frischen Fisch. Laura ging die Main Street entlang und sah sich die Geschäfte an. Maud nannte die Gegend den »Dis-

trict«, eine Ansammlung von Läden und Restaurants rund um das College, wo Lauras neues Büro und die Studenten warteten. Der geklinkerte Gehweg führte am Friseursalon Snip and Clip vorbei, an einer Pizzeria namens Pie in the Sky und an einem Buchladen namens Wolf's Den. Laura hielt sich immer so dicht an der Hauswand, dass sie die Schau- fensterscheiben hätte berühren können. Sie entdeckte das Patty Melt Diner mit den Sitznischen aus rotem Kunstleder, aus dessen Tür der Duft von Zwiebelringen wehte, den ap- felgrünen Eingang des Casa Verde und die getönten Schei- ben der Pickaxe Bar. Vor der Woodchute Motor Lodge blieb sie stehen, um ein mit Kronkorken und bunten Glasscher- ben beklebtes Auto zu bewundern. Sie winkte einem älte- ren Paar zu, das vor Zimmer 8 in einer alten, rot-weiß ge- streiften Hollywoodschaukel saß. Im Alligator Juniper, dem einzigen Coffeeshop der Stadt, kramte sie ihr letztes Klein- geld heraus – gar nicht so einfach, wenn man die Taschen voller Kiesel hatte –, und bestellte sich einen Eiskaffee mit viel Sahne. In der Bäckerei nebenan gönnte sie sich eine Bä- rentatze. Sie fand einen Supermarkt und bezahlte Dosensup- pen, No-Name-Müsliriegel, Veggie-Burger und Erdnussbut- ter mit Kreditkarte, weil sie ihr erstes Gehalt erst Anfang Oktober bekommen würde und ihr Ersparnis für die Schei- dung und den Umzug draufgegangen war. Fremde begegneten ihrem Blick und lächelten sie an; sie stellte sich vor, wie dieselben Leute hinter ihrem Rücken tuschelten: Das ist die neue Dozentin für Geschichte und Hispanistik, sie ist Single und wohnt in dem alten Haus von Ms Byrd, gleich hinter der Highschool. Wahrscheinlich hatte Maud längst alle Informa- tionen in Umlauf gebracht. Bald würde sie auf Schritt und Tritt ihren Studenten begegnen. Hey, Professor Drennan!

Hey! Ist der Abgabetermin für die Hausarbeit wirklich morgen? Laura zog sich den limettengrünen Sonnenschirm tiefer in die Stirn und ging weiter.

Einmal ging sie nicht spazieren, sondern nahm den Zug, eine Touristenbahn, die auf uralten Gleisen verkehrte, über die man früher Vorräte und Arbeiter zu den Minen von Jerome hinauftransportiert hatte. Sie lief durch die alten Waggons, vom Führerhäuschen bis zum letzten Wagen und wieder zurück, immer an den ausgefahrenen Ellenbogen der Touristen vorbei, die Handyfotos knipsten. Zwischen zwei Waggons blieb sie stehen, lehnte sich an das Geländer und betrachtete den Hang, an dem Buscheichen und Wacholder wuchsen. Schlacke und Geröll fraßen sich durch die rostigen Zäune wie Tumore. Die Bahn zuckelte weiter durch eine enge Schlucht; in einer Kurve war sie so schmal, dass Laura beinahe die zerklüftete rote Felswand berühren konnte. An anderen Tagen setzte sie sich in ihr mittlerweile von Regen, Staub und Katzenpfoten besudeltes Auto und fuhr in benachbarte Orte, um dort spazieren zu gehen – Sedona, Jerome, einmal sogar Flagstaff. An ihrem siebenunddreißigsten Geburtstag erklimmte sie die roten Sandpapierhänge des Bell Rock, auf dem vor langer Zeit einmal ein paar Tausend Idioten auf die Ankunft von Aliens gewartet hatten, wie Maud behauptete. »Friedliche Annäherung? Dass ich nicht lache«, hatte sie mit einem schadenfrohen Blitzen in den Augen gesagt. Laura setzte sich oben auf den Felsen und versuchte, ihre Eltern zu erreichen, die nicht angerufen hatten. Noch nie hatten sie ihren Geburtstag vergessen. Diesmal hinterließ Laura keine Nachricht. Stattdessen griff sie zu einem spitzen grauen Stein und zerrieb einen

Brocken Erde zu feinem roten Puder. Wie ein Kind, das Verkleiden spielt, rieb sie sich den Staub auf Wangen, Schläfen, Kiefer und Handrücken. In Jerome bestieg sie einen Berg aus präkambrischem Gestein, mitten am Hang klaffte eine stillgelegte Mine wie eine offene Wunde. Sie stieg schmale Treppen hinauf, rüttelte am Gitter einer alten Gefängniszelle und aß Käsetoast in einem ehemaligen Bordell. Als sie ihr Spiegelbild in einer Fensterscheibe entdeckte, sehnig und gebräunt und mit Schlüsselbeinen wie Sensen, blieb sie stehen und dachte: Wer zum Teufel bist du? Stehst da rum mit deinem albernen Sonnenschirm, als hättest du alle Zeit der Welt.

Zurück in Sycamore folgte Laura dem unbefestigten Pfad, der das Flussufer säumte. Weiche Pappelsamen schwebten durch ihr Blickfeld und blieben an ihren schweißnassen Unterarmen kleben. Büsche und kleine Bäume verstellten den Blick aufs Wasser. Erst auf der Sycamore Bridge konnte sie ans Gelände treten und die bräunlich grüne Oberfläche betrachten. Sie dachte an das massive, malerische Crystal Pier, an dessen Gelände sie gelehnt hatte, seit sie denken konnte; mit Salz und Wind in den Haaren hatte sie die Surfer und den Himmel beobachtet, den geheimnisvollen Ozean über den zerklüfteten Kontinentalplatten, dessen Wassermassen voller tückischer Strömungen und Riffe waren und unentwegt vor und zurück wogten wie ein Echo vom Anfang der Erde. Doch hier war alles still. Der Boden schien in der Hitze zu flimmern, der Fluss schob sich träge dahin. Wann immer sich die Oberfläche kräuselte, zuckte Laura zusammen – nur eine harmlose Schlange oder womöglich eine Grubenotter aus der Familie der Vipern, von denen bekannt war, *dass sie in Boote*

*klettern konnten?* Aber dann war es doch nur die Schwanzflosse eines dicken Fisches.

Normalerweise machte Laura auf der Brücke kehrt. An diesem Vormittag lief sie weiter, obwohl sie das mitgebrachte Eiswasser schon fast ausgetrunken hatte. Hinter der Brücke ging es um die Kurve, und Laura hatte nie nachgesehen, wohin der Weg führte. In der Ferne sah sie lange Baumreihen, vermutlich gehörten sie zu der Nussplantage, von der sie gelesen hatte. Noch weiter dahinter, jenseits der Stadtgrenze, stieg Rauch von der Zementfabrik auf.

Sie folgte der Biegung und war überrascht, linker Hand eine riesige Kuhle im Erdreich zu entdecken. Sie schirmte sich die Augen mit der Hand ab. Auf dem ausgedorrten, rissigen Boden waren Steine zu einem spiralförmigen Muster angeordnet worden. Dahinter türmte sich ein Geröllhaufen von der Größe eines Kleinwagens auf. Am Rand der Mulde stand eine Art Holzgerüst, und ihr fiel wieder ein, was sie im Internet gelesen hatte: Wahrscheinlich handelte es sich um die Reste des Arroyo Lake, eines kleinen Badesees, der vor Jahren über Nacht in einem Karsttrichter verschwunden war.

Laura ging an der Kante entlang, bis sie den alten Holzsteg erreichte. Die Risse im Schlamm erinnerten an eine Landkarte mit wirren Grenzen, Straßen, Flüssen und Wegen. Irgendwo hatte sie gelesen, vor Urzeiten sei das gesamte Verde Valley ein riesiger See in einem Bett aus Kalkstein, Tonerde und vulkanischen Ablagerungen gewesen. Laura betrat den Steg und ging bis ans Ende. Am tiefsten Punkt der Mulde entdeckte sie ein Loch von der Breite eines Baumstamms. Schwere, glatte Steine säumten den Rand wie ein Schutzwall und zogen sich vom Mittelpunkt spiralförmig aufwärts.

Hinter ihr rief jemand: »Hallo!«

Laura unterdrückte einen Schrei und drehte sich so schnell herum, dass sie das Gleichgewicht verlor. Sie ruderte mit den Armen, um nicht zu stürzen. Am Rand der Mulde stand eine Frau mit einem riesigen gelben Sonnenhut auf dem Kopf vor einer grünen, mit Steinen befüllten Schubkarre.

»Haben Sie mich erschreckt«, rief Laura.

Die Frau zuckte die Achseln, sagte aber nichts. Sie schob die Karre bis an den Geröllhaufen heran, kippte sie nach vorn, sodass die Steine herausrollten, und stützte sich dann auf die Griffe. Sie war klein, unter der gebräunten Haut ihrer Arme und Beine zeichneten sich die Muskeln ab. Als sie den Hut lüftete und sich den Schweiß von der Stirn wischte, kamen lange blonde Haare mit einer lila Strähne zum Vorschein. Ein dunkelrotes, fast portweinfarbenes Geburtsmal zog sich über ihre rechte Gesichtshälfte, von der Wange über den Kiefer bis an den Hals. Der erste Eindruck hatte getäuscht; offenbar war sie nicht viel älter als Laura.

»Gehören die Ihnen?« Laura zeigte auf die Steine im Seebett. »Ich meine, haben Sie das gemacht?«

»Eigentlich kommt hier nie jemand vorbei«, gab die Frau zurück, drehte sich um und verschwand samt Schubkarre in einem schmalen Canyon. Laura hatte gelesen, dass der Regen in vielen Wüstengegenden Schluchten in den Fels schnitt. Manche waren so breit wie ein Wohnzimmer, andere schmal wie ein Flur; die Seitenwände konnten hüfthoch sein oder wie ein Haus in die Höhe ragen. Im Fall einer Springflut schoben Wassermassen sich hindurch, lösten tonnenweise Schlamm und Sand aus dem Gestein, entwurzelten Bäume und versetzten Felsbrocken. Laura war im Internet auf unzählige Schauergeschichten von nichts ahnenden Wanderern, Cam-

pern und Touristen gestoßen, die in Schluchten wie dieser vom Wasser überrascht worden waren und ihr Leben gelassen hatten. Manche Leichen wurden meilenweit fortgetragen, andere nie gefunden.

Laura kletterte vom Steg und folgte der Frau in den Canyon. Am hinteren Ende ging es auf einem breiten Trampelpfad wieder in die Höhe. Ein Auto raste vorbei, und da erst wurde ihr klar, dass sie sich ganz in der Nähe des District befanden. Jenseits der Kreuzung blinkte das Schild der Woodchute Motor Lodge. Laura schüttelte verwirrt den Kopf.

»Hey«, rief sie der Frau nach.

Die Frau drehte sich um.

Laura zeigte nach hinten. »Die sind wunderschön. Ihre Steine.«

Die Frau nickte, schien kurz zu lächeln. »Hübscher Sonnenschutz.«

Laura zog sich den Mützenschirm tiefer in die Stirn, und die Frau verschwand zwischen Büschen. Laura stapfte nach Hause, durch Wiesen voller Schlangen und Spinnennetze, die sich über den Pfad spannten wie Girlanden. Die Kiesel in ihrer Hosentasche klackerten wie Murmeln. Das Geräusch jagte ihr trotz der brennenden Sonne einen kalten Schauer über den Rücken.

Eines Abends im Juli öffnete sie das Fenster. Der Monsun (oder was auch immer) hatte aufgehört, und über das Grillenzirpen hinweg war ein metallisches, ganz unverwechselbares Geräusch zu hören: Irgendwo traf ein Baseball auf einen Aluminiumschläger. Laura schaltete den Computer aus, verließ das Haus und folgte dem Klang. Sie überquerte die hölzerne Fußgängerbrücke, die den Sportplatz mit dem

Wohnviertel verband. Schon von Weitem sah sie die Erwachsenen am hohen Drahtzaun, sie hatten die Schuhspitzen in die Maschen geschoben und feuerten ihre Kinder auf dem Spielfeld an. Es roch nach kaltem Popcorn, Schritte polterten über die Stahltribünen. Die Erinnerung rollte über Laura hinweg wie eine Welle mit Schaumkrone.

Laura dachte nicht an die Trainingsnachmittage mit Charlie, von denen es unzählige gegeben hatte, oder an die immer gleichen Dates mit Hotdogs, Erdnüssen, Bier und Sex, auch nicht an die einsamen Abende zu Hause, als ihre Ehe mit einem Mal Geschichte war und sie im Bett saß und sich die Spiele allein ansehen musste. Sie erinnerte sich noch weiter zurück, an die langen Strandtage, als sie tatsächlich noch geglaubt hatte, sie hätte alle Zeit der Welt. Als sie, der Wildfang mit dem Traum von einer Baseballkarriere, mit ihrem Bruder und ihrem Vater in der Brandung gestanden und Würfe geübt hatte. Ihr Vater hatte ihre Finger um den Ball gelegt, ihre Haltung korrigiert. Seine heisere Stimme in ihrem Ohr: Wirf mit viel Kraft, je schneller, umso besser. Nicht das Gleichgewicht verlieren – genau so, gut machst du das. Stell dich breitbeinig auf, spür den Boden. Konzentrier dich. Lass dich von deinem Instinkt und deinem Herzen leiten. Nicht lange nachdenken.

Als sie die Eltern am Maschendrahtzaun sah, verstand sie zum ersten Mal, was er ihr hatte sagen wollen. Sie hatte alles falsch gemacht.

Am liebsten hätte Laura sich unter die Leute gemischt, sich pappige Nachos und eine Cola gekauft und auf der Tribüne Platz genommen, aber dann machte sie doch kehrt. Eine namenlose Angst zwang sie, den Blick starr zu Boden zu richten. Sie lief zurück zu dem Haus, dessen Vorbesitzerin den



Verstand verloren hatte, und dachte an ihre letzte Begegnung mit Charlie. Er hatte die Augen zusammengekniffen, sie bei den Schultern gepackt und gesagt: »Du führst dich auf wie ein kleines Mädchen, Laura. Scheiße noch mal, was bist du, ein Kind? Ein Baby?« Dann hatte er angefangen zu schluchzen, und beim Blick in sein verzerrtes Gesicht hatte sie sich gedacht: Das sagt der Richtige.

Aus der Bewegung holte sie aus und trat gegen einen Kiesel. Er schlitterte über den Gehweg. Ihr Knie schmerzte erneut – Knochenkrebs? Schleimbeutelentzündung? –, und sie fragte sich, ob Charlie womöglich recht gehabt hatte. Sie fühlte sich tatsächlich wie ein Kind, sie war krank vor Heimweh und fürchtete sich vor der Dunkelheit und den fremden Geräuschen, besonders nachts, wenn die altersschwache Klimaanlage vom Knarzen des Hauses und einem unheimlichen Heulen übertönt wurde. Kojoten? Rollige Katzen? Hungrige Pumas auf der Suche nach menschlicher Beute? Sie rief zu oft ihre Eltern und ihren Bruder an, weil die den einzigen Teil ihres Lebens ausmachten, der ihr noch vertraut war.

Laura klaubte den Kieselstein auf und steckte ihn ein. Sie strich mit dem Daumen über die poröse Oberfläche, legte den Kopf in den Nacken und starrte in den dunklen Himmel mit den glühenden Lichträndern. Wie bei einem Palimpsest schimmerte das Meer hindurch. Sie vermisste das Meer, als wäre es gestorben. Als wäre sie selbst gestorben. Aber ein Teil von ihr lebte tatsächlich nicht mehr, oder doch? Wo war das furchtlose Mädchen, das mit einem Baseball in der Hand am Strand gestanden hatte? Wer war diese verängstigte Frau, die im Laufschrift durch die Dämmerung eilte? Die den Schlüssel schon in der Hand hielt, wenn sie nach Hause lief, die zu niemandem und nirgendwohin gehörte?

Als sie endlich eingeschlafen war, träumte sie, eine Spinne hätte ihr ein Loch ins Knie gefressen.

Am letzten Julitag stoppte Laura die Zeit, die sie von zu Hause bis zu ihrem neuen Büro im Sycamore College brauchte: zwölf Minuten von Tür zu Tür. Sie trug blaue Crosstraining-Schuhe und hatte ihre Bücher in einem Rucksack verstaut. Der Campuseingang mit dem schmiedeeisernen Tor war frisch aufpoliert worden, und in der Ferne dahinter huschten Wolkenschatten über die sonnigen Black Hills. Laura spazierte über die schnörkellosen Betonwege des College, das in den Sechzigerjahren gegründet worden war, um der Bevölkerungsexplosion im Verde Valley gerecht zu werden. In einem Laubengang blieb sie stehen, um die Bänke und Mauern aus Sandstein zu bewundern. Sie betrat das verputzte Gebäude, in dem die Fakultät für Geisteswissenschaften untergebracht war, durchquerte Linoleumkorridore, studierte die Karikaturen und Zeitungsausschnitte an den Sprechzimmertüren. Vor dem Eingang zum Hörsaal lief sie eine Weile nervös auf und ab. Die Vorlesung über den Vertrag von Guadalupe Hidalgo hätte sie im Schlaf halten können, aber die Aussicht, vor so vielen fremden Studenten zu sprechen, machte ihr Angst.

Sobald sie wieder zu Hause war, rief sie ihre Mutter an, die sich über den Vater beklagte, der wieder einmal und trotz seiner schlimmen Hüfte auf dem Hausdach herumkletterte. Seit er in Rente ist, macht er mich wahnsinnig, sagte die Mutter. Dann redete sie über die Padres, die gegen die gottverdammten Dodgers verloren hatten, und über ihre anstehende Reise nach Taipeh. Als der Immobilienmakler auf der anderen Leitung anrief, legte sie auf, noch bevor Laura fragen konnte: »Wann kommt ihr mich besuchen?« Nur mit Mühe gelang

es ihr, nicht zu weinen. Scheiße noch mal, sie war wirklich ein Baby.

Sie beschloss, die eine oder andere Umzugskiste in Angriff zu nehmen. Vieles von dem, was sie in ihrer Hast eingepackt hatte, hätte direkt in den Müll gehört. Billige Aluminiumtöpfe aus Studienzeiten, löchrige Geschenkkörbe und abgelaufene Medikamente, die sie gleich hätte entsorgen sollen. Ein paar Kleidungsstücke wurden einsortiert, Bücher ins Regal gestellt. Beim nächsten Karton stellte sie fest, dass es sich um die Flusenbox handelte, die Charlie neben dem Wäschetrockner aufgestellt hatte. Darin lag weicher, hellblauer Flaum – Fasern ihrer Kleidung, Schuppen von ihrer Haut. Laura schob die Hände hinein, und als sie sich durch die gesammelten Reste ihres vergangenen Lebens knetete, wurde sie von einer ozeanischen Trauerwelle überrollt. Sie ließ die Flusen in den Karton zurückfallen, klappte den Deckel zu und ging schlafen. Tags darauf ging sie nicht spazieren und am übernächsten Tag auch nicht. Sie verließ nicht einmal das Bett. Der Fernseher lief die ganze Zeit, blechernes Gelächter hallte von den Fliesen wider. Als sie endlich wieder den Briefkasten leerte, entdeckte sie eine Nachricht von Maud: »Alles okay? Sagen Sie Bescheid, falls Sie etwas brauchen.«

Anfang August stand Laura früher auf als sonst und ging wieder spazieren. Unterwegs begegnete sie einem Jogger mit breitem Lächeln und riesigen Ohren, der ihr freundlich zuwinkte und sie wie zum Beweis seiner Harmlosigkeit großräumig umrundete. Laura war im Schneckentempo unterwegs und beneidete ihn um seine langbeinige Anmut. Sein Gesicht war durchschnittlich attraktiv, aber seine Beine sahen

aus wie die eines Superhelden und hart wie Marmor. Unwillkürlich stellte sie sich vor, wie es wäre, diese Beine mit ihren zu umschlingen und die warmen Muskeln und Knochen zu spüren; mitten auf dem Spazierweg hing sie einer detaillierten, hitzigen Sexfantasie nach. Als der Mann ihr am folgenden Tag wiederbegegnete, schämte sie sich so sehr, dass sie ihm kaum in die Augen sehen konnte. Sie zog sich den bescheuerten Sonnenschirm tiefer in die Stirn.

Sie erlebte eine unruhige Nacht und wachte später als gewohnt auf. Sie beschloss, trotzdem spazieren zu gehen, obwohl ihr am frühen Nachmittag ein Sonnenbrand drohte und sich im Osten die ersten Regenwolken zusammenbrauten. Laura schnallte sich die Eiswasserflaschen um wie einen Pistolengurt und marschierte los. Diesmal trug sie einen blauen Sonnenhut aus Stoff, den sie im District im Ausverkauf gefunden hatte. Ihr Plan war, noch einmal zu dem ausgetrockneten See zu laufen und nachzusehen, welche Fortschritte das Steinmosaik der unbekanntenen Frau gemacht hatte. Laura fand den See, die Schubkarre stand neben dem Steg und war leer, von der Frau war indes weit und breit nichts zu sehen. Laura betrat den Steg und warf einen Blick in den Trichter mit der Steinspirale. Sie starrte in das Loch in der Mitte, und das rote Geburtsmal der Frau kam ihr wieder in den Sinn.

Sie nahm einen Stein aus der Tasche, holte tief Luft und zielte auf das Loch. Sie hatte schon lange nicht mehr auf irgendetwas gezielt. Sie ließ genau im richtigen Moment los, der Stein verschwand in der Finsternis. Laura lauschte auf ein Platschen, aber nichts passierte. In der Stille hörte sie nur ihren eigenen Atem. Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und betrachtete ihre Füße, die im Vergleich zu den gebräunten Beinen erschreckend weiß aussahen.

Auf dem Geröllhaufen entdeckte Laura einen makellos runden Stein in der perfekten Größe. Sie hob ihn hoch und nahm ihn von einer Hand in die andere, bis er sich so weit abgekühlt hatte, dass sie ihn mit der Faust umschließen konnte. Sie betrat den Steg, schob das rechte Bein zurück, drückte den Rücken durch und winkelte den Arm an, kniff die Augen zusammen und nahm ihr Ziel ins Visier, ein kleines Grasbüschel am anderen Ufer, das kein Ufer mehr war. Sie hielt den Atem an, holte aus und dachte: nicht nachdenken. Mit viel Kraft. Jetzt.

Der Stein segelte durch die Luft. Laura sah zu, wie er die Mulde überflog, das gegenüberliegende Ufer erreichte und wenige Zentimeter neben dem Grasbüschel aufschlug. Sie vollführte ein kleines Siegestänzchen, spürte das warme, splittrige Holz an den nackten Fußsohlen. Sie war immer noch die talentierte Pitcherin von damals, sie hatte es bloß vergessen.

Laura atmete durch, stemmte die Hände in die Hüften und ließ den Blick über die Landschaft schweifen. Der See war voller Steine, die Bäume ringsum sahen nicht einmal mehr wie Bäume aus. Alles wirkte so absurd und fremdartig, dass Laura lachen musste. Sie *lebte* jetzt hier. Ach du Schande. Sie betrachtete ihre kleinen, elfengleichen Füße. Nichts schien vertraut, nicht einmal ihr eigener Körper. Und doch: Hier stand sie nun.

Sie schob die nackten Füße wieder in die Turnschuhe, schnappte sich die Schubkarre und begab sich in die Schlucht. Vorsichtshalber warf sie einen Blick gen Himmel: Die Regenvolken waren noch weit genug entfernt. An den oberen Kanten des Canyons sah sie Prosopis, Buscheichen, Wacholder, Yuccapalmen und die spitz zulaufenden Stängel einer unbe-

kannten Pflanze. Deren Name würde sie recherchieren. Vorsichtig schob sie die Karre über den unebenen Grund. Sie genoss das Knirschen der Kiesel, das Brummen der Insekten, das entfernte Sirren der Autoreifen oben auf der Straße. Sie summte leise vor sich hin, spürte die Sonne auf den Wangen. Die Hänge der Schlucht waren so steil, dass sie hier unten niemand sehen konnte. Was für ein seltsames Gefühl, in einem Riss in der Erde zu stehen.

Sie richtete den Blick zu Boden, hielt nach Hindernissen Ausschau, setzte die Füße auf glatte Kiesel und scharfkantiges Schiefergestein. Keine Schlange weit und breit. Und auch keine Menschen, allenfalls ihre Spuren – Plastiktüten, leere Verpackungen und Folienfetzen, die im Unkraut hingen. Laura nahm sich vor, später noch einmal zurückzukommen und den Müll einzusammeln, aber fürs Erste wollte sie nur ein paar Steine mitnehmen, glatte kleine Kiesel, die in ihre Hand passten, und große runde, die in Grüppchen herumlagen wie Zitrusfrüchte unter einem Baum. Sie bückte sich, wägte ab, freute sich über das laute Klappern, wann immer ein Stein in der Schubkarre landete.

Sie entfernte sich immer weiter vom Seebett, erkundete den Canyon, folgte seinen Windungen. Die Hänge ragten umso höher auf, je weiter sie kam, bald waren sie so hoch, dass man nicht mehr ohne Weiteres daran hinaufklettern konnte. Beim ersten Donnerrollen hob sie den Blick. Dicke schwarze Gewitterwolken schoben sich über den Himmel. Wenn sie keinen Guss abbekommen wollte, müsste sie sich beeilen. Höchste Zeit, die Schlucht zu verlassen, aber hier waren die Wände zu steil. Laura fühlte sich, als säße sie in der Falle.

Sie wendete und schob die Karre zurück zum See. Dicht

an der Felswand zu ihrer Rechten lag ein grauer Kiesel. Er war so glatt, dass er glänzte. Laura streckte die Hand danach aus und sah im selben Moment über sich etwas Längliches aus einer Felsspalte ragen. Eine Schlange! Sie schrie auf, taumelte rückwärts, doch das Ding bewegte sich nicht. Laura trat einen Schritt vor. Das war keine Schlange. Und auch kein Stock.

Laura kniff die Augen zusammen und musterte die lang gezogene Form, die Einkerbung an der Spitze. Ein menschliches Schienbein? Sie schnappte nach Luft. Ihr Herz fing an zu hämmern, und sie sah sich um. In der Nähe war niemand. Sie machte sich daran, an der schrägen Wand hochzuklettern, rammte die Schuhspitzen in die Erde, schob sich den Hut in den Nacken. Es donnerte – lauter und näher als zuvor.

Der poröse, rissige Knochen sah verwittert aus. Er ragte fast waagrecht aus der Spalte, vielleicht hatte das Regenwasser oder ein wildes Tier ihn freigelegt. Als Laura an der Erde über dem Schienbein kratzte, kam eine gebogene Rippe zum Vorschein.

Laura kletterte wieder nach unten und klopfte sich den Staub von den Knien. Sie schob ihren Hut zurecht und versuchte, ruhig zu bleiben. Womöglich irrte sie sich, und das war gar kein Mensch. Sie lief zum ausgetrockneten See zurück und kletterte hinaus, umrundete das Ufer – nach Hause, jemanden anrufen –, als die ersten Tropfen fielen. Nach ein paar Minuten fing sie an zu joggen, dann zu sprinten. Kurz vor der Brücke dämmerte ihr, dass sie die Schubkarre im Canyon stehen gelassen hatte und ihre Socken und die Wasserflaschen noch auf dem Steg lagen. Aber Umkehren kam nicht infrage.

Lauras Atem ging keuchend, die Regentropfen brannten auf ihrer Haut, rissen ihr den Hut vom Kopf. Sie scherte sich nicht darum, rannte einfach weiter. Die Steine in ihrer Hosentasche klapperten, und obwohl sie es nicht wissen konnte, war sie sich sicher: Das war ein Mädchen. Sie spürte es einfach. Ein Mädchen, das vor langer Zeit irgendwo gestanden und sich umgesehen hatte, als hätte sie alle Zeit der Welt.



## Geräusche von innen

Wieder dieser Lärm. Alle redeten und lachten durcheinander, Sackkarren quietschten, die Klimaanlage dröhnte. Der Krach war wie ein Trommelwirbel, der von Metallkisten und Betonböden widerhallte. Für Maud Winters, die vor ihrem Fach stand und dem Saal den Rücken zuehrte, hörte es sich an, als spielte ein zappeliges Kind an einem Radio herum, ohne sich je auf einen Sender festzulegen. Sie hielt einen Paken Briefe und Sendungen im Arm, sortierte sie in die entsprechenden Fächer ein und biss dabei die Zähne so fest aufeinander, dass ihr Kiefer schmerzte. An Tagen wie diesen wünschte sie sich, ihr rechtes Ohr gäbe ebenfalls den Geist auf. In ganz finsternen Momenten spielte sie sogar mit dem Gedanken, sich einen Zahnstocher in den Gehörgang zu rammen. Ein einziger schneller Stoß, und alles wäre still. Das Hörgerät benutzte Maud schon seit Jahren nicht mehr, es verstärkte den Krach nur, statt ihn zu ordnen. Abgesehen davon war es gegen die eine Stimme, die sie ständig hörte, ohnehin machtlos.

Als ein weißer, handschriftlich adressierter Umschlag an die Reihe kam, hielt Maud inne. Ihr Herz zog sich zusammen, als hätte jemand an einer Schnur gerissen. Ihre Finger strichen über die blaue Tinte, und ihr wurde ganz warm. Dass sie zuletzt einen Brief wie diesen in der Hand gehalten hatte, war schon ein paar Tage her – die Leute schrieben einander immer weniger. Die Adresse lautete Arrowhead

125 – Ms Byrds altes Haus, in dem jetzt die neue Dozentin wohnte. Arrowhead war die letzte Straße auf Mauds Route. Sie legte den Brief, das einzige persönliche Schreiben an diesem Tag, ins rechte untere Fach und sagte die Adresse leise auf, wie um sie nicht zu vergessen.

Maud leerte ihren Kaffeebecher und machte sich daran, die sortierte Post aus den Fächern zu nehmen, mit Gummibändern zusammenzuzurren und in ihre Tasche zu stecken. Eine Stimme drang durch den Lärm, offenbar sprach jemand sie an. Maud zuckte zusammen und drehte sich um, aber da war niemand. Luz Navarro stand am hinteren Ende des Regals und spähte um die Ecke. Maud legte die Hand an die Ohrmuschel. »Wie bitte?«

»Ich brauche Paketband. Kann ich kurz deins ausleihen?« Sie zeigte darauf. »Meins ist verschwunden.«

Mit einem Nicken reichte Maud ihr die Rolle.

Luz' Seite des Regals war mit Fotos ihrer Töchter beklebt – beide hatten die gleiche Zahnlücke wie ihre Mutter – und mit einem alten Schulporträt von Luz und Roberto, den alle nur Beto nannten. Ihre Hemdenkragen waren überbreit, Luz trug die Haare lang und auftoupiert. Ein weiteres Bild zeigte einen jungen Mann in Uniform – jenen Bruder, der kurz vor dem Golfkrieg umgekommen war. Mauds Seite des Regals war leer. Sie hob die Hand und zupfte einen schmutzigen Tesafilmstreifen von der Stelle, an der zehn Jahre lang das Vermisstenplakat gehangen hatte. Maud hatte es heruntergenommen, als Jess siebenundzwanzig geworden wäre. Dem Teenager mit den schwarz umrandeten Augen hätte sie ohnehin nicht mehr ähnlich gesehen. Aus den Schlagzeilen der Lokalpresse war sie zu dem Zeitpunkt längst verschwunden gewesen. Im selben Jahr hatte Maud auch aufgehört,

Jess' Geburtstag zu feiern oder die Zeitungen zu einer neuen Geschichte bewegen zu wollen. Die Leute nahmen sie und das Plakat kaum mehr wahr, sie wussten nicht, wohin mit ihrem Mitleid. Manchmal fragte man sie noch, was sie *vorhabe*, was aber nur ein Euphemismus für die Frage war, die niemand zu stellen wagte: Lässt du dein Kind für tot erklären? Ihre Antwort wäre die immer selbe geblieben: Ich weiß es noch nicht. Rachel Fischer hatte Hugh Leitner kennengelernt und wieder geheiratet, seither reduzierten sich ihre seltsame, unerwartete Freundschaft und die einst überlebenswichtigen Treffen – Kaffee in Mauds Wohnzimmer, Wein auf Rachels Veranda – auf gelegentliche Telefonate. Ja, Esther brachte immer noch jeden Freitag Bagels und Kuchen vorbei, und auch Iris meldete sich regelmäßig und stand im Winter mit Beuteln voller Pekannüsse vor der Tür. Detective Alvarez rief immer noch an oder schaute vorbei, und das nicht nur, wenn wieder irgendwo ein weiblicher Leichnam gefunden worden war. Er und Maud redeten über das Wetter oder die erfolgreiche Saison der New Mexico Lobos. Mit den Jahren waren seine grauen Schläfen immer grauer geworden, so wie die von Maud. Alle besuchten sie weiterhin, allerdings fragte keiner von ihnen, was sie *vorhabe*, nicht einmal jetzt, fast zwanzig Jahre später.

Luz streckte sich am Regal vorbei und gab Maud mit einem dankbaren Lächeln das Packband zurück. Die Lücke zwischen ihren Schneidezähnen war so breit, dass ein Penny hineingepasst hätte. Luz hatte Jess noch gekannt, sie war nur wenige Jahre älter gewesen, sie und ihr Bruder Beto hatten dieselbe Klasse besucht wie Jess. Sie alle kannten die Geschichte – selbst diejenigen, die Jess nie getroffen hatten. Eine Geschichte wie ihre geriet nicht in Vergessenheit, erst recht

